



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schellenberg, Ernst Ludwig: Neue Lyrik

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Neue Lyrik

Don Ernst Ludwig Schellenberg in Weimar



it stiller Freude und wachsender Anteilnahme las ich die „Ausgewählten Gedichte“ von Martin Boelitz (Verlag Fritz Eckardt, Leipzig). In diesem Buche ist ein mildes, gütiges Klingen, eine sanft werbende Melodie. Boelitz geht ruhig, unbeirrt seines Weges; das laute Feldgeschrei mancher Modernen vermag ihn nicht zu bestimmen. Eine starke, keusche Ehrlichkeit ist in ihm wach, und so singt er seine Lieder, weil ihm das Herz gebietet. Die Revolution der Lyrik, die jetzt wieder proklamiert wird (als ob sich solche Bewegungen nicht längst vorbereitet hätten und durch die natürliche Entwicklung bedingt wären!) ist jedenfalls äußerlich nicht bei Boelitz zu finden; diese Selbstbezwungung, die Erkenntnis seiner Grenzen macht ihn lieb und schätzenswert. Der Deutsche verlangt vor allem Tieffinn und ist schon entzückt, wenn jemand mit schwermütiger Miene Unsinn orafelt. Als ob ein innerlich geschlossenes, bezwungenes Kunstwerk nicht an sich schon hochpreislich wäre! Auch wenn es ein schlichtes Lied ohne mystische Nebenabsichten ist! Boelitz ist weit entfernt von Süßlichkeit; ihm wohnt eine männliche Kraft inne. Manche seiner schönen Verse zeugen von Ringen und Überwindung.

Ich will aus dem sorgfältig gedruckten Buche, das mit einem Bildnis des Dichters geziert ist, nur einige Gedichte mit Namen nennen, die mir besonders wertvoll erscheinen: „Über goldnen Ähren“, „Wanderung“, „Um die zwölfte Stunde“, „Sommerschwüle“, „Verfärbtes Laub“, „Das Dorf“, „Abend“, „Melancholie“. Und als Probe stehe hier das köstliche, schlichttinnige „Lied der Frau“ mit seiner keuschen Hingabe:

Wer hätte gedacht,
Daß die Rosen so schnell verwelken!
In einer stillen Sommernacht
Ist es geschehen.

Klingen und Singen
War unsre junge Seligkeit,
Ein Spiel mit goldnen Ringe
In süßer Heimlichkeit.

Mutter, liebe Mutter mein,
 War deine Seele auch so müd?
 Schau ich in mein Herz hinein,
 Ist alles verblüht.

Meiner Träume Silberfahne
 Führen weit hinaus aufs Meer,
 Nun schick' ich die weißen Schwäne
 Der Sehnsucht hinterher.

Sie kommen mit schwarzen Booten
 An den Strand
 Und bringen mir die toten
 Wünsche aus dem Mädchenland.

Etwas schwerblütiger, aber nicht minder sympathisch mutete mich Will Vespers „Liebesmesse“ an (Verlag C. F. Beck'sche Buchhandlung, München). Auch hier ist alles schlicht und wahr. Dieser stattliche Band birgt eine gute Ernte, Weich gleiten die Verse dahin; viel scharf geschaute Bilder ziehen vorüber. Gelegentlich störten mich freilich kleine Unebenheiten, z. B.:

Im Osten rötet sich die Frühe schon,
 Auch (!) schütteln sich die Vögel aus dem Schlaf.

Indessen vermögen sie den Genuß an diesen reifen, stillen Gedichten nicht zu trüben. Sie gleichen einem freundlichen Idyll aus ländlicher Einsamkeit. Liebe, Lust und Leid werden innig mit dem Wachsen und Vergehen der Natur verwoben. Und so ist dieses Buch ein Gefährte für ruhige, besinnliche Stunden. Die große Dichtung „Die Liebesmesse“, nach welcher das Buch seinen Titel trägt, ist als musikalisches Chorwerk gedacht; sicherlich ist es trefflich zur Komposition geeignet. Was ich dem Dichter wünsche, ist noch etwas mehr Gelöstheit, mehr innere Leichtigkeit. Sollte ich ihn mit einem Tonkünstler vergleichen, so würde ich an Brahms erinnern. Jedenfalls aber sei nochmals betont, daß in diesem Versbände Ehrlichkeit, Wärme und Können eingeschlossen sind. Und das gilt gewiß nicht wenig!

Bitter enttäuschten mich die „Neuen Verse“ von Richard Schaukal (Georg Müller, München). Früher dichtete Schaukal artistisch, wie man jetzt zu sagen pflegt. Ihm hastete etwas Kapriziöses, Selbstgefälliges an. Er interessierte, wenn er auch nur selten zu erwärmen vermochte. Seine Sprachgewandtheit, sein Einfühlen in fremde Zeiten und Zonen waren erstaunlich; in Übersetzungen leistete er darum auch manches Unübertreffliche. Jetzt will er wahrscheinlich innerlich, einfach sein und wirkt nur trocken, banal. Man wird als Mörike geboren! Was fruchten alle Versuche, es ihm gleich zu tun! Diese erstrebte Schlichtheit eben verstimmt so in ihrer Unechtheit. Wie gewunden, nichts sagend klingen etwa diese Verse:

Immer

Könnt ich mich je bedenken,
 mich an die Kinder zu verschenken?
 Und Leiden gar ist Lust, das Liebesopfer ist. (!)
 Niemand ermüht,
 wie selig sich sein Herz verbluten kann,
 das sich aus lauter Lieb vergißt.
 Wer stände, sein zu spotten, denn dafür um Dank wohl an. (!!)

Ich frage mich vergebens, was diese holperige, unklare letzte Zeile rechtefertigen kann. Schaukal gefällt sich in derartigen parenthetischen Ungeschicklichkeiten, die zur Manier werden:

Zwischendurch singt — ich nah ihm — der Sahn.

Oder:

Still an der Hand — es dämmert schon — führ ich sie heim.

Und selbst die Liebe zu den Kindern, von welcher diese Verse singen, vermag nicht zu überzeugen. Ich kann an ein Gedicht, wie „Die Mutter“, nicht glauben:

Ihr Kinder macht mit Liebe das Herz mir schwer:
 ich kann es nicht halten, mich nicht erhalten mehr,
 ich falle vor mich hin im Staub auf mein Gesicht, (!)
 ich stehe wieder auf und weiß es wieder nicht. (!)
 Euch aber möcht ich anders im Leben sehn:
 Gott geb euch leichte Herzen zum Weitergehn!

Ist das Wahrheit, innerstes Muß? Nein, nein! Pose, Anstrengung, Parfüm! Und so fand ich nur ein Gedicht, das mich befriedigte, „Das Gartenzimmer“; hier spricht aber auch noch der Richard Schaukal aus früheren Tagen.

Wie anders wirkt da Heinrich Spiero! Sein Buch mit dem nicht gerade geschmackvollen Titel „Kranz und Krähen“ (Kenien-Verlag, Leipzig) ist doch wenigstens echt und kräftig. Freilich ist ihm eine gewisse Sprödigkeit eigen; es fehlt die heimliche Melodie, der verklärende Hauch. Man könnte (nicht eben im tadelnden Sinn) von deutscher Biederkeit reden. Und ich glaube, daß Spiero selbst, von dem ich feine, verständige Essays gelesen habe, diese schlichten Verse nicht als seines Wesens innerste Offenbarung betrachtet. Immerhin sind mir Gedichte wie „Sommerabend“, „Rast“, „Rückschau“, „Unter Mittag“, „Trüber Abend“ in ihrer ruhigen Klarheit und Sicherheit weit lieber wie Schaukals gemachte Naivitäten, wenn sie mich auch nicht zu ergreifen wissen.

Nach geraumer Zeit hat Richard Dehmel ein neues Gedichtbuch veröffentlicht: „Schöne wilde Welt“ (Verlag S. Fischer, Berlin). Es fügt dem Bilde des Dichters keine neuen, wesentlichen Züge ein. Dehmels Entwicklung ist abgeschlossen; und was er noch gibt, sind gewissermassen Paralipomena. Seine hohe Bedeutung für unsere Zeit ist mir nie fremd geblieben, und manche seiner kleineren lyrischen Gebilde haben sich mir unverlierbar eingepägt. Sicherlich steht seine grüblerische, ringende, ernste Gestalt ehrfurchtgebietend in der Kunst unserer Tage. Aber ich bin niemals seiner ganz froh geworden; zu oft störte

mich etwas Dutriertes, ein Krampf, etwas Überhitztes. Sein Humor hat mir nie das Herz erwärmt, und so stehe ich auch in diesem letzten Buche solchen Stücken, wie „Der gestörte Nachtwandler“, „Stilleben“, „Der Hahnenkampf“, „Die neue Würde“ abwehrend gegenüber; es fehlt ihnen die Befreiung, das Schweben, die selbstverständliche Überlegenheit. In den größeren Dichtungen „Die Hasenfeier“ und „Die Musik des Mont Blanc“ hallt eine weitschwingende, hymnische Melodie. Hier stehen einige jener starken Stellen, wie sie nur Dehmel gelingen; tönende, kraftvolle, bildhafte Verse. Manchmal freilich stört mich das Deskriptive, wie es wohl Walt Whitman in unsere Dichtung eingeführt hat; aber ein fremdes Reis ist schwierig aufzupropfen. Und eine solche Strophe:

Der grüßt sich höflich durch die Spaliere
der Würdenträger, Damen, Kavaliere,
Schutzleute, Kurtisanen p. p. — und dann:
ein Kaiser neigt sich vor dem jüdischen Mann,
der dieses Völkerfriedenswert erfann,
es neigen sich die Herren Offiziere — —

empfinde ich fast als gereimte Zeitungsnottiz. Nicht etwa darum, weil ihr die „Romantik“ fehlt, weil „Schutzleute, Kurtisanen p. p.“ an sich als undichterisch gelten, sondern weil der freischwebende Rhythmus nicht erklingt, weil ich das Gefühl des Zusammengesuchten, Aneinandergeklebten nicht los werden kann. Mir erscheinen die kurzen, liedhaften Verse als die besten, ausgeglichtesten. Da finden sich kleine Kostbarkeiten: „Märzlied“, „Verklärung“, „Aufrichtung“ (sehr schön von Richard Weß komponiert), „Nachglanz“, „Gleichnis“, „Lied im Winter“, „Der Schwimmer“, „Feierabend“, „Nachtgebet“. Dieses letzte Gedicht mit seiner Stille und innigen Melodie möge als Probe abgedruckt sein:

Du tiefe Ruh,
laß deinen Schleier sinken,
und schling dein dunkles Haar um meine Brust,
und laß mich deinen Atem trinken,
Du,
bis alle meine Lust
und letzter Schmerz in einen Hauch verschweben,
den deine Lippen mir von Herzen heben,
dann laß mich deinen Kuß erleben,
du tiefe Ruh.

Ein hohes Ziel hat sich Hans Benzmann mit seiner „Evangelienharmonie“ gesteckt (Fritz Eckardt, Leipzig). Dieser Gedichtzyklus will als Ganzes wirken und soll auch so betrachtet sein. Im einzelnen wäre vielerlei zu beanstanden; mancher Erdenrest, peinlich zu tragen; manche nüchterne Wendung, namentlich in den nacherzählten Bibelberichten. Benzmann dringt nicht immer bis zu dem — im besten Sinne — Symbolischen durch. Aber sein Wollen und ernstes Streben verdienen Achtung. In diesem Buche hat sich der Dichter weit über seine früheren Bücher erhoben; ein dunkeltönender Afford durchflutet diese kräftigen Verse. Es ist eine große Ehrlichkeit darin, ein Suchen und Sehnen. In den ersten drei

Abteilungen und in dem Zyklus „Die Wüste“ erblicke ich die besten, reichsten Stücke dieses Lebenswerkes, während mir z. B. in den Marienliedern die einfältige Innigkeit fehlt. Der Verlag hat dem Bande eine würdige Ausstattung gegeben und ihn mit Holzschnitten von Dürer, Cranach d. ä., Altdorfer und Burgkmair geschmückt. So möge dieses ernste Buch aufs beste empfohlen sein, denn es wird gewiß manchem Trost und Erhebung spenden.

Es sollen nun noch einige Frauenbücher folgen, die nur kurze Erwähnung verdienen. Die „Ausgewählten Gedichte“ von Hedwig Kieselamp (L. Rafael) geben schlichte, schmucklose Bekenntnisse voll ziemlich alltäglichen Beobachtungen und Wahrheiten. Sie sind nicht so schlecht, daß man sie gänzlich verwerfen könnte, aber auch zu gering, um gelobt zu werden. Braves Mittelgut. (Verlag Franz Coppenrath, Münster i. Westf.)

Auch Julie Virginia enttäuschte mich. „Das bunte Band“ (Kenien-Verlag, Leipzig) ist gewiß ein gut gemeintes Buch, das sich aber durch irgendwelche Selbstständigkeit im Gestalten und Empfinden in keiner Weise auszeichnet. Manches, wie die „Ruflieder“, wirkt sogar läppisch; anderes erhebt sich kaum über den Durchschnitt.

Besser ist es um die „Lieder und Legenden“ der Gertrud Frein von Le Fort bestellt (Verlag Fritz Eckardt, Leipzig). Es klingen doch hier mitunter eigene Töne auf. Gewiß sind diese Gedichte nicht eben bedeutend, aber doch sympathisch in ihrem herzlichen Erlebnis. Ja, ich fand sogar einige recht feine Strophen, und das Lied „Bollmond“ weist auf ein Talent hin, das in der Folgezeit hoffentlich wächst und erstarkt.

Zum Schluß mögen noch zwei Anthologien erwähnt werden. Die eine heißt „Frauenlyrik der Gegenwart“, von Margarete Huch (M. H. Gareth) zusammengestellt (Verlag Fritz Eckardt, Leipzig). Ich kann sie natürlich nicht im einzelnen nachprüfen, glaube aber, daß sie nicht sehr glücklich gewählt worden ist. Ich fand zuviel Unbedeutendes. So sah ich in den betreffenden Abschnitten keines der so schönen, charakteristischen Gedichte über Herbst und Tod von Ricarda Huch. Vermißt habe ich Verse von Margarete Beutler, Maria Stona, Agnes Miegel, Marg. Bruns, Elsa Lasker-Schüler, Marie von Ebner-Eschenbach, Maria Janitschek, Gertraud von Wagnersdorf-Bachoff, Hedwig Lachmann, Gisela Egel, Helene Voigt-Diederichs, die in einer Neuauflage berücksichtigt werden müssen, während manche minderbedeutende Dichtertinnen ausgeschieden werden könnten.

Karl Henkell hat in seiner „Weltlyrik“ (Verlag Die Lese, München) eine stattliche Reihe eigener Übersetzungen aus französischer, englischer, italienischer, russischer, dänischer, ungarischer, polnischer, amerikanischer Lyrik herausgegeben. Es ist mir allerdings unmöglich, alle diese Nachdichtungen mit den Originalen zu vergleichen; wo ich es jedoch vermochte, fand ich ein gutes Nachfühlen und sicheren Geschmack. Jedenfalls lesen sich die meisten Verse glatt und klar und bieten genug des Interessanten und Schönen. So wird dieses Buch, das eine mühselige Arbeit einschließt, gewiß viele Freunde finden. Es sei aufrichtig empfohlen.